Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 4

Artikel: Sprachpflege - lohnt sich das?
Autor: Holz, Guido
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421121

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es ist gesagt worden, die Mundart sei eine Sprechsprache. Ein Spiel gerät nun erst bei einer Übertragung in die Mundart in sein Element, fast so wie ein Fisch vom Land ins Wasser. Der Hörer nimmt mit der vertrauteren heimischen Sprache den Sachinhalt unmittelbarer und stärker auf; die Übertragung erhöht das Spiel, vervollkommnet es.
Wird die Übertragung in einem Buch veröffentlicht, sollte dieses zweisprachig vorgelegt werden, und zwar die beiden Sprachformen nebeneinander. Die Ursprache bleibt dann stets in ihrer Schönheit erhalten.
Immer ist Rilkes Wort zu bedenken: „Übersetzen ist das Schwerste."

Sprachpflege — lohnt sich das?

Von Dr. Guido Holz, Leutkirch (Allgäu)

Vortrag vor der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins am 1. April 1973 in Luzern *(Schluß)*

Die Sprache ist eine Leistung des Menschen, des menschlichen Geistes, und so hat die Sprachpflege in hervorragendem Sinne eine Aufgabe dem Menschen gegenüber. In einfachster Weise geschieht das dadurch, daß man ihm Auskünfte über Grammatik, Zeichensetzung, Rechtschreibung und Sprachkunde erteilt, ihn auf Schwierigkeiten, Gefahren und Schäden aufmerksam macht, ihn in Zweifelsfällen berät oder belehrt. Einen Schritt weiter geht die Sprachpflege, wenn sie versucht, das Sprachgefühl des Sprechers oder Schreibers zu schärfen, seinem Sprachempfinden Beurteilungsmaßstäbe zu verschaffen, in ihm eine schöpferische Neugier dafür zu wecken, was in der Sprache vorgeht und welche Wirkungen — gute oder schlechte — er damit erzielen kann. Im Grunde nimmt sie auf diese Weise bereits das Amt eines Erziehers wahr: aus dem bloßen Sprachverbraucher soll ein Sprachteilhaber werden, der sich zu dem Bewußtsein durchringt, gegenüber der Sprache eine Verantwortung zu haben als einem Wesen, das „lebend sich entwickelt", mit dem er sich sein Leben lang auseinandersetzen muß. Was für einen Gewinn bringt ihm das ein? „Beobachtungen am Sprachgebrauch sind nicht zu trennen von Beobachtungen am Denken selbst." Wer gelernt hat, seine Sprache und seinen Stil prüfend zu betrachten, muß sein Augenmerk

auch darauf richten, welche Anschauung er mit seinen Worten verbindet, was für Nebenvorstellungen in ihnen mitschwingen können, was für eine Stimmung und Atmosphäre seine Sprechweise erweckt, ob seine Gedanken klar, unmißverständlich und geordnet sind. Er wird so mit der Zeit ein verfeinertes Erkenntnisinstrument erlangen, das ihn nicht mehr im Stich läßt — ob er nun Werbefachmann, Politiker oder Philosoph ist. Eine so aufgefaßte Sprachpflege kann nicht ohne Einfluß auf den Charakter bleiben, auf dem Umweg über die Sprache formt sich, erzieht sich der Mensch. Im Gerede fehlt die Deckung durch seelische Substanz, die Sprache treibt im Leerlauf dahin. Der sprachgeformte Mensch wird lieber nichts sagen, als Nichtigkeiten auftischen.

Aber Sprache dient uns ja nicht in erster Linie dazu, mit uns selber zu sprechen, wir wollen mit andern ins Gespräch kommen. Ein solches Gespräch hat jedoch nur einen Wert und einen Sinn, wenn jeder sich bemüht, vom Sprachpartner verstanden zu werden. Hier hat die Sprachpflege eine noch größere Aufgabe, was sie hier erzielen kann, ist noch lohnender: in einer auf Kommunikation gestellten Welt hilft sie, daß sprachlich Geformtes möglichst sicher und unverfälscht beim Sprachpartner eintrifft, daß es die erwünschte Begriffsvorstellung unmittelbar erweckt. Das kommt in der Definition zum Ausdruck, die von der „Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege" am 12. Juni 1970 ausgearbeitet worden ist: „Sprachpflege verstehen die Mitglieder der Kommission als den Teil der angewandten Sprachwissenschaft, der sich bemüht, unter Berücksichtigung des Sprachgebrauchs, der Sprachstruktur und der Bedingungen sprachlicher Kommunikation auf die Sprache und ihre Verwendung einzuwirken, damit eine möglichst klare schriftliche oder mündliche Verständigung zwischen den Sprachpartnern erreicht wird."

Solch geistiger Austausch vollzieht sich nicht nur zwischen Mutter und Kind, zwischen Reisenden in einem Zugabteil, zwischen einem Vortragsredner und seinen Zuhörern, sondern grundsätzlich zwischen allen Menschen, die Teilhaber ein und derselben Sprache sind. Damit wird Sprachpflege zu einer öffentlichen, ja politischen Aufgabe: ihr Ziel ist es, die Sprachgemeinschaft zu stärken, zu erhalten, zu verlebendigen; sie trägt dazu bei, die politische Einheit und ein nationales Selbstbewußtsein — es muß ja nicht in Nationalismus ausarten — zu fördern. Sprachreinigungsbestrebungen, die darauf abzielen, die geistige Kluft zwischen den einzelnen Volksschichten zu überbrücken, haben in diesem Zusammenhang durchaus ihre Berechtigung.

Nach welchen Grundsätzen aber soll man heute Sprachpflege treiben, von was für Voraussetzungen soll man ausgehen? Als

sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Verhältnisse in Deutschland allmählich wieder ordneten und festigten, begann man auch in den Kreisen der Sprachfreunde, ob es nun Laien oder Wissenschaftler waren, sich auf Wesen, Aufgabe und Wege der Sprachpflege zu besinnen. Im Wintersemester 1948/49 wurde an der Universität Bonn auf Anregung von Eugen Flad, einem Gymnasiallehrer, ein Arbeitskreis für wissenschaftlich begründete Sprachpflege gebildet. Mitglieder unserer Gesellschaft wie Oskar Buchmann, Hellmut Holthausen und Günther Kandler untersuchten in Vorträgen und Aufsätzen das Verhältnis von Sprachpflege und Wissenschaft. Diese Überlegungen führten zu Erkenntnissen, die dann maßgebend geworden sind für die Arbeit an der Sprache, wie sie heute unsere Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden und ebenso auch der Deutschschweizerische Sprachverein leisten. Richtungweisende Erwägungen dazu finden sich in einem Aufsatz, den Oskar Buchmann, der uns allzufrüh entrissene Geschäftsführer unserer Gesellschaft, im Jahre 1955 in der Zeitschrift „Muttersprache" veröffentlicht hat. Sie erlauben mir, Ihnen daraus einige wesentliche Gedanken vorzutragen.

Sprachpflege entspringt nicht einem Naturbedürfnis, sondern einer Kulturnotwendigkeit. Sie muß heute wissenschaftlich begründet und erforscht werden. Zunächst geht es um die Frage der Norm. Die Sprachpflege kann sich nicht von den vielfältigen und ganz unterschiedlichen Wünschen der einzelnen leiten lassen, sie kann auch nicht auf gut Glück arbeiten; sie muß sich nach einer Norm, fast hätte ich gesagt, nach einem Sprachideal richten. Sie muß erforschen, welche Kräfte das sprachliche Verhalten des Menschen bestimmen, und ihm Argumente für eine sprachliche Entscheidung an die Hand geben — auch wenn sie nicht die geringste Möglichkeit hat, ihm eine bestimmte Regelung vorzuschreiben, geschweige denn, sie durchzusetzen. Ein zweites wichtiges Problem ist die innere Einheit der Muttersprache. Sie pflegt sich nicht von selbst, da kein einzelner sie ganz überschaut, und so besteht die Gefahr, daß das sprachliche Weltbild auseinanderbricht. Wer entscheidet, ob bestimmte Erscheinungen auf „Kulturverfall" hindeuten? Wie weit ist es der Sprachpflege möglich, eine lebendige Entwicklung zu fördern, die der Zukunft dient?

Soweit Buchmann. Eine Zeitlang — vielleicht da und dort heute noch — hat man die Sprachwissenschaft als heimliche Gegnerin der Sprachpflege betrachtet; man sagte, manches, was ein gebildeter Mensch als Wildwuchs oder Verfallserscheinung ansehe, werde von den Vertretern der Wissenschaft als Entwicklungsvorgang hingestellt, der sich einem Werturteil entziehe. Wer die Geschichte der Sprachen kennt, weiß, daß es keine absoluten

Maßstäbe gibt oder geben kann: oft genug hat sich gezeigt, daß das Falsche von gestern das Richtige von morgen ist. Nur eine weitsichtige Art der Behandlung, nur wissenschaftliches Vorgehen bewahrt uns vor der Gefahr gefühlsbestimmter Enge und Einseitigkeit, gegen die im Grunde auch der Wissenschaftler nicht gefeit ist. So erklärt der Germanist Peter von Polenz in der Auseinandersetzung mit den Verfassern des bekannten Werkes „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen": „Auch Neuerungen, die man selbst als Sprachteilhaber ablehnt, im eigenen Sprachgebrauch meidet und vor denen man als Sprachlehrer warnt, darf man als Sprachwissenschaftler nicht von vornherein auf den Aussterbeetat setzen oder bagatellisieren." Ebenso braucht die Sprachwissenschaft die Sprachpflege nicht mißtrauisch zu beäugen, sondern kann unter Umständen aus ihr Nutzen ziehen: oft werden von Sprachbenützern Anfragen vorgebracht oder Gutachten gefordert, die eine wissenschaftliche Untersuchung notwendig machen; nicht selten kommt es dabei zu einem Stück Grundlagenforschung, bei der man auf Einzelheiten stößt, die der Sprachwissenschaft bisher noch gar nicht aufgefallen sind.

Wenn wir nach den Grundsätzen der Sprachpflege fragen, dürfen wir nicht von falschen Voraussetzungen ausgehen. Unser Hochsprachideal war und ist vielleicht jetzt noch bei manchen von der humanistischen Bildungstradition geprägt. Wer das Ewig-Menschliche nur in der hohen Literatur, in klassischer Kunst und Musik, in Philosophie und Theologie verkörpert sieht und Industrie, Technik, Wirtschaft, Politik und Verwaltung in den Niederungen ansiedelt, wird die Humanität natürlich niemals im Geschäftsbrief oder im Steuerbescheid des Finanzamts finden. Man kann es mitunter noch heute erleben, daß die sprachgeschichtlich einzigartige wortschöpferische Leistung, die die Fachleute von Wissenschaft und Technik seit Generationen ohne Hilfe der Philologen haben vollbringen müssen, als „schlechtes Deutsch" oder als „Sünde gegen die deutsche Sprache" bewertet wird. Eine Sprachpflege, die sich in Nabelschau erschöpft, die beispielsweise nur erklärt, wann man „wie" und wann man „als" zu sagen habe, warum in einem bestimmten Satz das Wort „scheinbar" falsch verwendet sei und warum man den Ausdruck „beziehungsweise" vermeiden müsse, wird keinen Anklang finden und wenig Erfolg haben. Sie muß den Bedürfnissen des Menschen entgegenkommen, die Sprachwerte entdecken, die den einzelnen Berufs- und Lebensbereichen eigen sind, neue Werte suchen, die notwendigen Sprachmittel prüfen, bereitstellen, erläutern, empfehlen und vermehren. Es ist unhaltbar geworden, Neuzuwachsendes von vornherein abzulehnen. Sprachpflege kann nicht mehr von oben nach unten wirken, d. h. bevormunden, bestimmen, fest-

setzen, regeln, Lehrsätze verkünden — sie kann nur ordnen, klären, glätten, Anhaltspunkte für die Urteilsbildung geben, das Gewissen wecken. Der Wiener Sprachkritiker Karl Kraus drückt es in seiner ironisch-bissigen Art so aus: „Sprachanweisungen müßten unleserlich geschrieben sein, um dem Sprecher annähernd den Respekt einzuflößen wie das Rezept dem Patienten. Wenn man nur entnehmen wollte, daß vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei." Seien wir etwas menschenfreundlicher und sagen wir so: Die Sprachpflege soll einen Denkstil entwickeln, der möglichst vielen hilft, ein vertieftes Verhältnis zur Sprache zu bekommen. Dazu genügt die rein philologische Betrachtungsweise von ehedem nicht mehr. Auch Schönheit der Sprache kann für den, der die Sprachpflege in Anspruch nehmen muß, nicht entscheidender Maßstab sein. Viel wichtiger ist die prüfende Frage: Wird durch den oder jenen Vorgang, die oder jene Ausdrucksweise die Sprache bereichert, oder erleidet sie eine Einbuße, verliert sie ein geistiges Beziehungsmittel — oder: Was muß eine Sprachform leisten, die einer bestimmten Sprachsituation gerecht werden soll? Oder weiter: Wird diese Form der Werbung Erfolg bringen? Ist diese technische Neuerung gut bezeichnet? Ist diese Gesetzesfassung verständlich? Was für sprachliche Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit eine Predigt die Hörer nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich erreicht?

Sosehr die Sprachpflege sich in den Dienst der Sachen und der Menschen stellt, sowenig erschöpft sie sich in bloßer Zweckdienlichkeit. Sprach- und sachgerechter Ausdruck ist immer auch Bemühung um Wahrheit — Sprachpflege ist also zugleich Wahrheitspflege, Sprachethik. Diese hohe Überzeugung, daß die Sprache mehr ist als ein Verständigungswerkzeug, nämlich ein geistiges Gut, darf den Sprachpfleger allerdings nicht dazu verleiten, in einen schulmeisterlichen, polternden Ton zu verfallen. Gefühlsbedingte Verdammungsurteile über bestimmte Sprachgebräuche schaden mehr, als sie nützen; Selbstgerechtigkeit zerstört die Erfolgsaussichten. Geradezu verwerflich jedoch ist es, moralische Kritik an Menschen zu üben, deren Sprache und Stil nicht den Normen entsprechen. Wer etwa die Sprachglossen von Karl Kraus liest, die er seinerzeit in der Zeitschrift „Die Fackel" veröffentlicht hat, mag den Scharfsinn und die Stilraffinessen dieses Mannes bewundern — Freude und Bereitschaft zur Pflege der Sprache werden sie nicht wecken.

Wissenschaftlich begründete Sprachpflege bedarf heute fester Einrichtungen und eines Forschungsprogramms, um ihre Aufgaben in den verschiedensten Gebieten erfüllen zu können: in Presse, Rundfunk und Fernsehen, in Verwaltung, Wirtschaft und Verkehr, in Schule und Wissenschaft, im Bereich der religiösen

Sprache und der Mundart. Wie solche Arbeit aussieht? Lassen Sie mich einige Punkte erwähnen, die einem Bericht von 1972 über den Sprachberatungsdienst unserer Gesellschaft entnommen sind. Sprachliche Fakten werden mitgeteilt: so das erste Vorkommen von Wörtern, der Ursprung von Redensarten, Etymologien, fachsprachliche Benennungen, mundartliches Wortgut; die Anwendung von Regeln wird geklärt, etwa bei der Wortbildung, beim Gebrauch von Konjunktionen, bei der Rechtschreibung und Zeichensetzung; Einzelwörter und Sätze werden auf ihren Sinn hin geprüft, Gefahren herausgestellt, die sich durch Doppeldeutigkeit oder falsche Bezüge ergeben; die Berechtigung von Sprachkritiken und die Angemessenheit des Ausdrucks, Fragen der Sprachlogik und der Sprachökonomie werden untersucht. Von besonderer Wichtigkeit ist die Aufgabe der vorsorgenden Beratung, etwa bei der Ausarbeitung eigener und der Unterstützung fremder Wortvorschläge. Im vergangenen Jahr hat unsere Gesellschaft etwa 600 schriftliche Auskünfte und Gutachten erteilt, dazu kamen rund 3000 Anfragen, die telefonisch beantwortet wurden. Ähnliches wird die von Ihnen, dem Deutschschweizerischen Sprachverein, in Luzern eingerichtete Stelle, die Sprachauskunft, zu berichten wissen.

Viel Zeit und Arbeit wird aufgewendet für die Sprachberatung in den Ministerien und in den gesetzgebenden Körperschaften. Im letzten Jahr hat der in Bonn tätige Redaktionsstab unserer Gesellschaft etwa 80 Dienstanweisungen, Verordnungen und Gesetzentwürfe bearbeitet — zusammen fast 2300 Seiten! — und rund 100 Gesetze geprüft. Seit einiger Zeit gibt es ja auch im Bundeshaus in Bern eine Sprachberatungsstelle. Gerade die Sprache der Gesetze muß klar, verständlich und überzeugend sein — eine verschwommene, ungenaue Ausdrucksweise bereitet nicht nur dem Bürger und der Verwaltung Schwierigkeiten, sondern leistet auch der Ungerechtigkeit Vorschub. Die Sprachform ist natürlich vom Gegenstand abhängig; deshalb ist es nicht möglich, das Juristendeutsch an sich abzuschaffen — es kann nur darum gehen, es vor übertriebener Abstraktheit und Unpersönlichkeit zu bewahren. So sucht man nach dem schlichten, treffenden Wort, ersetzt da und dort ein starres Substantiv durch ein lebendiges Verb und verwandelt Bandwurmsätze in übersichtlichere Gebilde. Dabei ist immer zu beachten, welche soziale Wirkung bestimmte Sprachformen haben: in einem demokratischen Staat darf der Gesetzgeber keine schroffen Töne anschlagen, er muß sich scharfmacherische Wendungen versagen.

Auf einem Gebiet hat sich die wissenschaftliche Sprachpflege noch nicht ausgiebig betätigt und noch nicht allzu viele Erfahrungen gesammelt: auf dem Gebiet der religiösen Sprache. Eigent-

lich macht hier nur die Bibel eine Ausnahme. Seit ein paar Jahren befaßt sich nämlich ein Arbeitsausschuß unserer Gesellschaft mit der Prüfung des Textes der sogenannten „Einheitsübersetzung" des Alten und des Neuen Testaments, die im Auftrag der katholischen Bischöfe des deutschen Sprachgebiets geschaffen wird. Dieser Ausschuß untersucht, ob ein Wort oder eine Wendung dem Sachverhalt gerecht wird und lebendiges Sprachgut ist; damit die Übersetzung leicht verständlich wird, bemüht man sich darum, zu lange Sätze zu vereinfachen, die Beziehungen der Satzglieder deutlich zu machen. Veraltete oder nur in bestimmten Landschaften gebräuchliche Ausdrücke werden ausgeschieden. Mit der Sprache der Theologie und der Liturgie allerdings befaßt sich bis heute keine Einrichtung der Sprachpflege, es sind nur einzelne mehr oder weniger fachkundige Köpfe, die sich darüber Gedanken machen. Infolgedessen hat diese Arbeit noch keine Wirkung in die Breite und kann keinen Anspruch auf amtliche Anerkennung erheben. Gerade auf dem Gebiet der Liturgiesprache wäre es nötig, die Bemühungen zu straffen und zusammenzufassen. Die Liturgie ist für den Menschen da — eine unverständliche Sprache kann daher ihre Aufgabe nicht erfüllen. Inzwischen hat man auch in Rom erkannt, welche Probleme mit dem Übergang der Liturgie aus dem Sprachbereich des Lateinischen in die Geisteswelt der jeweiligen Volkssprache verknüpft sind, und so hat die Gottesdienstkongregation am 25. Januar 1969 eine Instruktion für die Übersetzung liturgischer Texte veröffentlicht. Danach sind zu berücksichtigen: der Inhalt, der Sprecher, die Angesprochenen, die Situation, in die der betreffende Text hineingestellt ist. Grundsätzlich ist von der gepflegten Umgangssprache auszugehen, Ausdrücke, die ihr entnommen werden, sind daraufhin zu prüfen, ob sie auch vorchristliche, außerchristliche oder antichristliche Begriffsinhalte einschließen. Allmählich müßten geeignete Bibel- und Liturgiesprachen geschaffen werden; dabei sei es empfehlenswerter, einfache und bekannte Wörter zu übernehmen, als sich auf seltene und gelehrte Ausdrücke zu stützen. Oft seien Anpassungen notwendig, damit lebendige Gebete entstehen. Ganz im Einklang mit den Anschauungen moderner Sprachpflege steht der Hinweis dieser Übersetzungsinstruktion, die literarische Gattung eines Textes zu beachten und ihn in eine ihr gemäße Sprachform zu gießen — bei liturgischen Rufen etwa wäre zu prüfen, ob Rhythmus und Klanggestalt angemessen sind. Für die Zukunft erwartet man Neuschöpfungen aus dem Geist der betreffenden Landessprachen; dabei sollen sich die neuen Formen organisch aus den schon bestehenden entwickeln.

Schließlich sei noch ein Wort zur Pflege der Mundart hinzuge-

fügt, die besonders in Süddeutschland und erst recht hier in der deutschen Schweiz noch eine große Rolle spielt. Sie steht ja in einem fortwährenden Konkurrenzkampf mit der Hochsprache, die heute, ob gesprochen oder gedruckt, in Fluten über die Menschen hereinbricht. Was im einzelnen gegen diese Überflutung der Mundart zu tun wäre, kann und möchte ich hier nicht untersuchen; ich möchte hier nur auf eine Gefahr hinweisen, die sich, wie ich meine, aus einem kurzschlüssigen Gedankengang ergibt. Obwohl der Dialekt nach einem Wort von Goethe „das Element ist, in welchem die Seele ihren Atem schöpft" (also weniger der rechnende und abstrahierende Verstand), wird der Versuch gemacht, der Mundart dadurch aufzuhelfen, daß man sie zur Ausdrucksform auch für Sachbereiche wählt, wo sie versagen muß. Ich könnte dafür Beispiele aus der schwäbischen Mundart anführen, doch zeigt sich das Problem genauso im Schweizerdeutsch. Eine Zeitung mag z. B. seelenruhig schreiben „Die Regierung erörtert Maßnahmen, wie man den Dollarkurs stabilisieren kann" — oder „Am 10. April wird die Geschwindigkeitsbeschränkung auf der Strecke Vorderbühl—Hinterberg aufgehoben". Wenn nun jemand diese Mitteilungen mündlich weitergibt, sei es im Kreis von Bekannten oder als Sprecher beim Rundfunk und Fernsehen, so wird wahrscheinlich zu hören sein: „D Regierig erörtert Maßnahme, wie me dr Dollarkurs stabilisiere cha" — „Am zähte April wird d' Gschwindigkeitsbeschränkig uf dr Strecki Vorderbüehl—Hinterbärg ufghobe." Mit einer solchen Umsetzung erweist der Sprechende der Mundart allerdings keinen guten Dienst, da er nur hochsprachliche Laute gegen Dialektklänge ausgetauscht, jedoch nicht die Sätze der Vorlage in den Wortschatz, den Satzbau und den Geist der Mundart übertragen hat. Wenn er sich mundartlich ausdrücken wollte, müßte er vielleicht sagen: „D Regierig redt grad drüber, was mer mache cha, damit dr Dollar nid no witer abe rütscht" — „Am zähte April cha mer zwüsche Vorderbüehl und Hinterbärg wider flott fahre." Da solche Formulierungen natürlich keinen amtlichen Anstrich mehr haben, ergibt sich als logische Folgerung, daß es besser ist, in bestimmten Zusammenhängen auf die Mundart zu verzichten, anstatt sie der Gefahr einer inneren Aushöhlung durch die Hochsprache auszusetzen. Man könnte hier ein Bibelwort abwandeln: „Gebt der Mundart, was der Mundart ist, und der Hochsprache, was der Hochsprache ist."

Ist mit der Frage, ob es sich lohne, Sprachpflege zu treiben, etwa gemeint, daß sie sich in klingender Münze auszahlen sollte? In diesen Tagen hat das Stuttgarter Landgericht durch ein Urteil die Schüler einer Fernschule von der Verpflichtung zu weiteren Ratenzahlungen befreit, da die sprachliche Fassung der ent-

sprechenden Vertragsklausel nicht jedem verständlich sei. In der Urteilsbegründung heißt es wörtlich: „Durch die Verwendung juristischer Termini wird Sinn, Tragweite und Gefährlichkeit dem Laien eher verdunkelt." Aber wahrscheinlich haben Sie, als Sie sich den Wortlaut des Vertragsthemas überlegten, gar nicht so sehr daran gedacht, ob Sprachpflege etwas mit finanziellem Gewinn oder Verlust zu tun haben könnte. Im Grunde genommen brauche ich die Frage nicht mehr ausdrücklich zu beantworten — fast in jedem Abschnitt meiner Erörterung ist ein Stück der Antwort verborgen.

Die Sprachpflege will helfen, die Sprachaufgaben der Zeit zu lösen, sprachliche Bedürfnisse zu befriedigen, die Wahrheit der Sachen zur Geltung zu bringen und die Verständigung zwischen den Sprachpartnern zu sichern. Indem sie sich bemüht, die Kräfte der Sprache zu stärken, trägt sie auch zur Entfaltung der seelischen und geistigen Kräfte des Menschen bei und fördert die Einheit der Sprachgemeinschaft. Ist es da noch eine Frage, ob sich Sprachpflege lohnt?

Rund um den Duden

Konrad Duden hat einen neuen Nachfolger erhalten. Im März übergab Prof. Paul Grebe an seinem 65. Geburtstag nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit sein Amt als Leiter der Duden-Redaktion an seinen langjährigen Mitarbeiter Günther Drosdowski. Grebes Amtszeit markiert den Zeitraum von der letzten gesamtdeutschen Duden-Ausgabe (1947) bis zum Vorliegen des nun zehnbändigen Großen Dudens, zu dem sich das schmale „Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache" des Gymnasialdirektors Konrad Duden seit dem Jahre 1880 inzwischen entwickelt hat.

Der Duden hat sich jetzt auf den ganzen Sprachbereich ausgedehnt: Neben dem Band „Rechtschreibung", der den sprichwörtlichen Ruhm des Dudens begründete, gibt es Bände über Etymologie, Grammatik, Fremdwörter, die Bedeutung der Wörter, über Aussprache, Synonyme, Bild und Stil.

Für den Duden arbeiten fünfzehn hauptberufliche Redakteure und bis zu zwanzig freie Mitarbeiter — pensionierte Studienräte aus dem Fach Deutsch —, die Neubildungen und Wandlungen der Sprache beobachten, die Belege sammeln und archivieren.